

Analytische Ethik

Christoph Lumer

(Erscheint in: Hans Jörg Sandkühler (Hg.): Enzyklopädie Philosophie. 2., überarbeitete und erweiterte Auflage. Hamburg: Meiner 2010.)

Analytische Ethik – 1. *Zum Begriff.* Die analytische Ethik (a.E.) ist eine bestimmte, durch ihr methodisches Vorgehen charakterisierte Richtung in der Ethik: Die a.E. zielt auf methodisch sauber gewonnene, klare und zu einer systematischen Theorie verbundene Erkenntnisse.

Näherhin zielt die a.E. in methodischer Hinsicht zum einen auf Erkenntnisse, die erkenntnistheoretischen Qualitätsstandards genügen und dadurch möglichst wahr sind. Dies erfordert (mindestens) dreierlei. 1. Die behaupteten Propositionen müssen klar und verständlich sein, damit sie überhaupt wahrheitsfähig und verifizierbar sind. Diese Verständlichkeit wird u.a. durch die Verwendung allgemein bekannter und in ihrer Bedeutung klarer Termini oder präzise Definition neuer Termini erreicht. 2. Die Behauptungen müssen mit intersubjektiv nachvollziehbaren Methoden gewonnen werden, entweder durch direkte Verifikation, die den in der Behauptung implizit enthaltenen Verifikationsregeln folgt, oder durch indirekte Erkenntnis anhand anderer effektiver und erkenntnistheoretisch anerkannter Erkenntnisverfahren – z.B. deduktive oder induktive Ableitung, probabilistische Schlüsse, Rekurs auf Informanten oder Experten, Einsatz entscheidungstheoretischer Kalküle. Ein solches Vorgehen sichert den Erkenntnischarakter der Behauptung und damit die Wahrheit oder wenigstens Wahrscheinlichkeit oder Wahrheitsähnlichkeit der Behauptung. 3. Die Behauptungen müssen argumentativ begründet werden derart, dass die methodische Erkenntnis für andere Personen nachvollziehbar und wiederholbar ist. – Zum anderen zielt die a.E. in methodischer Hinsicht auf zu Theorien verbundene, kohärente Systeme von Erkenntnissen. Dies erfordert u.a., dass, wenn nötig, eine eigene Terminologie der theoretisch zentralen Termini eingeführt wird, dass die zentralen Thesen der Theorie möglichst in eine axiomatische Anordnung gebracht werden (mit von einander unabhängigen Axiomen und aus ihnen abgeleiteten Theoremen), dass die Axiomensysteme möglichst einfach sind und dass Axiome und Theoreme insgesamt doch vollständig sind, also alle Fragen der Disziplin beantworten können. Vorteile solch einer Theoretizität sind u.a., dass alle Fragen der Disziplin beantwortet werden, dass Einzelantworten nicht bloß deshalb plausibel erscheinen, weil sie nicht mit Antworten auf andere Fragen zusammengebracht werden, dass eine gewisse Ökonomie der Erkenntnisse erreicht wird: Relativ wenige Axiome, aus denen schnell neue Theoreme abgeleitet werden können, genügen.

Die a.E. grenzt sich damit ab von Ethiken, die sich in dunklen Behauptungen gefallen, bloße Meinungen darlegen, sich auf undurchsichtige Quellen berufen, nur apodiktisch behaupten oder unzusammenhängende Einzelerkenntnisse hochhalten. Allerdings sind die soeben aufgezählten Desiderate auch für die a.E. nur Ideale, die leider meist nicht vollständig erreicht oder von manchen analytischen Ethikern auch nicht zur Gänze geteilt werden. Aus diesen Gründen

sind auch die Grenzen zwischen analytischer und nichtanalytischer Ethik fließend; und man kann zwischen harten, eher idealtypischen analytischen Ethikern, die viele dieser Ideale erreichen, und weicheren unterscheiden, die dies nicht tun.

Die a.E. ist derjenige Teil der \uparrow analytischen Philosophie, der deren Methodik auf die Fragen der Ethik anwendet. Entsprechend den Gebieten und Unterdisziplinen der Ethik, versucht sie, auf der Ebene der *materialen Erkenntnisse*, 1. den Sinn und das Wesen der Moral, 2. die Grundlagen und Quellen moralischer Prinzipien (insbesondere auch die Ontologie der Moral), 3. die moralischen Prinzipien selbst und 4. moralisch adäquate Antworten auf speziellere, angewandt ethische Entscheidungsfragen zu ermitteln. Wegen der gewünschten Methodik sollte die Reihenfolge der gerade genannten Erkenntnisse auch einer Begründungsreihenfolge entsprechen: Der Sinn der Moral sollte die Grundlagen und Quellen der Moral bestimmen (helfen); aus den Quellen der Moral sollten sich stringent die moralischen Prinzipien ergeben; und die Anwendung der Prinzipien auf spezielle oder typische Fälle sollte die Antwort auf die einzelnen Entscheidungsfragen liefern. Wegen der eingangs genannten methodischen Ansprüche stellt die a.E. diesen materialen Erkenntnissen aber noch eine Reihe *metatheoretischer Erkenntnisse*, also metaethischer Überlegungen (\uparrow Metaethik) und Disziplinen voran, im Idealfall folgende: 5. i.w.S. wissenschaftstheoretische Untersuchungen zu den Zielen der Ethik als Wissenschaft und zum Theorietyp der Ethik, 6. zu ihrer Methodik sowie 7., moralsemantisch, zur Bedeutung der Moralsprache (inklusive Untersuchungen zur deontischen Logik).

Während die analytisch-ethischen Untersuchungen zu Zielen, Theorietyp und Methodik der materialen Ethik in der gegenwärtigen Diskussion relativ vernachlässigt werden, ist die, manchmal exzessiv betriebene, Moralsemantik für viele zum Synonym für a.E. geworden. Zum einen ist die Moralsemantik in der a.n.E. aber keine Selbstzweck, sondern ihr Sinn ist hauptsächlich instrumentell, nämlich erkenntnistheoretisch: Wenn man die genaue Bedeutung von sprachlich formulierten moralischen Prinzipien kennt, dann ist dies zumindest ein Ansatz für die Begründung solcher Prinzipien. Denn angenommen, die Prinzipien sind wahrheitsfähig (\uparrow Kognitivismus/Nonkognitivismus), dann müsste die genaue Bedeutung solcher Prinzipien auch deren Wahrheitsbedingungen enthalten, mithin die Bedingungen für ihre direkte Verifikation. Wenn sie nicht wahrheitsfähig sind, dann folgt daraus schon, dass sie nicht durch Verifikation begründet werden können; ihre Bedeutungsanalyse liefert dann – abgesehen von dieser Information, die Konfusion zu vermeiden hilft – möglicherweise die Wissensvoraussetzungen dafür, wie sie vielleicht in anderer Form begründet werden können. Zum anderen hat die Moralsemantik in unterschiedlichen analytisch-ethischen Ansätzen auch einen sehr unterschiedlichen Stellenwert. Sie hat einen relativ großen Stellenwert für reperiente Ethiken, die die Moral als vorgegeben und als nur aufzufindende ansehen (wie z.B. im ethischen Realismus oder in einem starken, Mooreschen Intuitionismus); sie haben hingegen einen vergleichsweise geringen Stellenwert für konstruktivistische Ethiken (wie etwa der Kontraktualismus), die annehmen, Moral sei ein menschliches Konstrukt. Denn nach konstruktivistischen Ethiken ist auch die Moralsprache von Menschen

konstruiert; und im Zweifelsfall werden die moralsprachlichen Ausdrücke einfach gemäß den theoretischen Erfordernissen definiert.

Gemäß dieser Begriffsbestimmung ist die a.E. also (entgegen manchen Behauptungen¹⁾) nicht identisch mit einer speziellen Unterdisziplin der Ethik, wie der Metaethik oder, noch enger, der Moralsemantik, oder ein besonderer Ansatz innerhalb dieser Unterdisziplinen, sondern eben ein allgemeiner ethischer Ansatz, der alle Themen der Ethik behandelt – auch wenn Untersuchungen zur Moralsemantik und allgemein zur Metaethik in der a.n.E. sicher überproportional vertreten sind. Und da die a.E. ein bestimmter *methodischer* Ansatz in der Ethik ist, ist sie auch nicht per definitionem auf bestimmte materialetische Positionen, wie z.B. den ↑Utilitarismus, festgelegt. Der Utilitarismus ist zwar historisch relativ eng mit der a.n.E. verbunden; aber heute sind sicher die meisten analytischen Ethiker keine Utilitaristen.

2. *Geschichte der analytischen Ethik*

Hume hat seine materialen Ausführungen zur Ethik massiv mit Reflexionen zur Begründbarkeit der Moral verbunden und eine streng methodische und argumentative Vorgehensweise von der Theoretischen Philosophie auf die Ethik übertragen. Er ist dadurch der Ahnherr der a.n.E.. Hume hat wichtige Grundsätze der ethischen Methodik formuliert, insbesondere das Humesche Gesetz, dass aus Aussagen über ein Sein alleine keine Aussagen über ein Sollen folgen.² (Dieses Gesetz muss zwar nach dem heutigen Stand der Logik präzisiert werden, etwa so: Aus Propositionen ohne moralische Prädikate folgen keine nichttrivialen Propositionen mit moralischen Prädikaten. Aber die Grundidee des Gesetzes ist richtig.) Seine emotivistische Theorie zu den Grundlagen der Moral, dass die moralischen Unterscheidungen nicht aus der Vernunft stammen, also nicht wahrheitsfähig sind, sondern aus den Affekten,³ insbesondere dem Wohlwollen bei uninteressierter Betrachtung,⁴ ist nicht nur der Vorläufer einer emotivistischen Semantik moralsprachlicher Ausdrücke (Hume selbst hat keine entsprechende Semantik entwickelt, sondern erkenntnistheoretische und psychologische Thesen aufgestellt), sondern auch der Anstoß für eine naturalistische (↑Naturalismus) Konzeption von «Ethik»: @Hume sieht keine Möglichkeit einer Begründung moralischer Prinzipien, sondern stellt die Erklärung der moralischen Phänomene an deren Stelle. Viele spätere Autoren sind diesen Linien Humes gefolgt; andere haben aber auch Stücke aus Humes naturalistischen Erklärungen von Moral für die Begründung von Moralprinzipien verwendet.

Wegen seines strikten Naturalismus hat Hume keine Moralprinzipien begründet. Das prinzipienethische Paradigma hingegen, an dem sich sehr viele analytische Ethiker abgearbeitet haben und das den Beginn einer analytischen Prinzipienethik oder, wie heute meistens gesagt wird, normativen Ethik darstellte, ist der von Bentham, Mill und Sidgwick entwickelte ↑Utilitarismus. Deren Begründungen des Utilitarismus sind relativ dürftig. Was viele Ethiker mit analytischen Idealen aber am Utilitarismus fasziniert hat, waren zunächst dessen intuitive Anfangsplausibilität, die es auch erlaubte, viele Ideen der Alltagsmoral zu rekonstruieren, dann aber auch formal die Metaphysikfreiheit und Klarheit seines Moralprinzips. Letztere ermöglichen es prinzipiell, bei genügend empirischen Informationen und Rechenzeit, in jeder Situation intersubjektiv nachvollziehbar zu entscheiden, was aus (utilitaristisch-)moralischer Sicht zu tun

ist. Zum einen haben Utilitaristen deshalb mit diesem Prinzip viele Regeln der Alltagsmoral begründet und andere massiv kritisiert – wie unnützlich grausame Strafen oder moralische Verbote von schadlosen Handlungen (z.B. Homosexualität oder Euthanasie im strikten Sinne) – sowie Reformen vorgeschlagen; der Utilitarismus war und ist also fruchtbar für die Entwicklung der angewandten Ethik. Zum anderen hat er andere Ethiker, die den Utilitarismus moralisch indäquat fanden, stimuliert, bessere, aber ähnlich klare und metaphysikfreie Moralprinzipien zu entwickeln.

George Edward Moore ist der Gründer der Moralsemantik, also der Theorie der semantischen Bedeutung moralischer sprachlicher Ausdrücke. Negativ hat er mit dem sog. Argument der offenen Frage zu begründen versucht, dass man moralische Wertprädikate nicht in naturalistischen Begriffen definieren kann: Bei jeder derartigen Definition von $\langle \text{gut} \rangle$ als $\langle F \rangle$ könne man fragen: p ist F , ist p aber auch gut? Deshalb sei der Schluss von naturalistischen Prämissen, also $\langle p \text{ ist } F \rangle$ – auch unter Verwendung einer entsprechenden (impliziten) analytischen Prämisse $\langle \langle x \text{ ist gut} \rangle \text{ ist definiert als: } x \text{ ist } F \rangle$ – ein \uparrow naturalistischer Fehlschluss.⁵ (Die Lehre vom naturalistischen Fehlschluss ähnelt zunächst dem Humeschen Gesetz; und manchmal werden beide verwechselt. Moore geht aber weit über Hume hinaus, indem er auch die Möglichkeit einer (impliziten) analytischen Prämisse, in der $\langle \text{gut} \rangle$ naturalistisch definiert wird leugnet.) Für Moore ist $\langle \text{gut} \rangle$ hingegen ein undefinierbares Prädikat wie $\langle \text{gelb} \rangle$, das eine unseren moralischen Intuitionen zugängliche objektive Qualität bezeichnet.⁶ Diese Intuitionen werden von Moore nicht einfach als Ausdruck unserer persönlichen Präferenzen aufgefasst, sondern als Erkenntnis von nicht weiter beweisbarem Evidentem, so dass moralische Wertungen also wahrheitsfähig, mithin kognitiv sind.⁷ Prinzipienethisch ist Moore Utilitarist. Sein wesentlicher Beitrag zur materialethischen Diskussion ist aber seine Kritik am Hedonismus und die Einführung von Listen mit anderen s.E. intrinsischen Gütern.⁸ Moores Argument der offenen Frage sowie sein Lehre vom naturalistischen Fehlschluss selbst werden heute häufig in Frage gestellt: Das Argument beruht alleine auf Moores gegenteiligen Intuitionen, und es kann nicht einmal ausschließen, dass künftig bessere naturalistische Definitionen gefunden werden. Aber Moores Überlegungen zur Bedeutung von $\langle \text{gut} \rangle$ haben Reflexionen darüber eingeleitet, was das Besondere von Wert- und normativen Aussagen gegenüber empirischen Aussagen ist.

Der Ausgangspunkt für die Entwicklung nonkognitivistischer Moralsemantiken ist hingegen der logische Empirismus. Nach dem von den zentralen logischen Empiristen ursprünglich vertretenen ultraengen Sinnkriterium sind nur Beobachtungssätze und logische Ableitungen daraus sinnvolle wissenschaftliche Aussagen; Werturteile sind dann nicht wahrheitsfähig und deshalb sinnlos.⁹ Die meisten logischen Empiristen haben den Nonkognitivismus (Fehlen der Wahrheitsfähigkeit) aufrechterhalten, die Behauptung der Sinnlosigkeit moralischer Urteile aber erst gar nicht vertreten oder später zurückgenommen,¹⁰ was dann für sie die Frage nach der Bedeutung moralischer Ausdrücke aufwarf. Von logischen Empiristen sind dann die ersten Versionen des Expressivismus (auch «Emotivismus» genannt) entwickelt worden (also der Theorie, dass die Bedeutung moralischer Äußerungen ist, unsere Einstellungen und Gefühle auszudrücken – $\langle x \text{ ist schlecht.} \rangle$ bedeutet dann z.B. so etwas wie: $\langle x, \text{ buh!} \rangle$).¹¹ Auf dieser nonkognitivistischen Linie sind weitere Moralsemantiken entwickelt

worden: von Stevenson eine weitere expressivistische¹² und von Hare der (universelle) Präskriptivismus, nach dem moralische Urteile universelle Präskriptionen sind, die der Sprecher auf der Basis seiner eigenen Präferenzen macht; \langle Dass die Person s A tut, ist gut \rangle bedeutet danach ungefähr: \langle Alle Menschen (inklusive ich selbst), tut, immer wenn ihr euch in einer Situation wie s befindet, A \rangle ¹³

Parallel zur Moralsemantik i.e.S. entwickelte sich in den 1950er und 1960er Jahren rasant die \uparrow deontische Logik mit Beiträgen von z.B. Alan Ross Anderson, Chisholm, Hintikka, A. N. Prior und von Wright. In gewisser Weise ist die deontische Logik ja auch Teil der Moralsemantik i.w.S. Insofern passte diese Entwicklung zur inhaltlichen Abstinenz der a.nE. dieser Jahre.

Innerhalb der gerade konzipierten nonkognitivistischen Moralsemantiken ist eine (kognitivistische) Begründung moralischer Prinzipien nicht möglich. Als Hauptaufgabe der Ethik blieb dann nur noch die Moralsemantik selbst, mit der vor allem kognitivistische Missverständnisse ausgeräumt werden sollten. Außerdem ist natürlich eine naturalistische «Ethik» möglich, in der soziologisch, psychologisch, evolutionsbiologisch etc. die Entstehung von Moral erklärt wird. Viele nonkognitivistische Moralsemantiker sahen diesen Verzicht auf eine materiale Ethik gerade als einen Vorteil, nämlich als Beitrag zur Wertfreiheit der Wissenschaft an. Andere sprachen der Ethik allerdings mehr Aufgaben zu: Auch wenn die Moral letztlich eine Frage persönlicher Präferenzen sei, hingen diese doch z.T. von empirischen Annahmen ab, und diese Präferenzen kämen oft in ganzen Systemen von individuellen und generellen Wertungen daher. Dann kann die Ethik aber eventuelle empirische Fehlannahmen oder Inkohärenzen solcher Moralen aufklären und damit zu einer minimalen Form von Rationalität verhelfen.¹⁴

Diese durch den frühen Nonkognitivismus geprägte Sicht von den begrenzten Möglichkeiten und Aufgaben einer a.nE. ist auch heute noch unter nichtanalytischen Philosophen – die darin gerade ein Scheitern der a.nE. sehen –, aber auch unter analytischen Theoretischen Philosophen relativ weit verbreitet; und auch einige analytische Ethiker vertreten nach wie vor diese Position.¹⁵

Nonkognitivismus und Konzentration auf die Moralsemantik dominierten die a.E. bis in die 1960er Jahre. Hare machte jedoch schon 1962 den Versuch, den Utilitarismus aus dem von ihm in der Moralsemantik entwickelten universellen Präferentialismus zu begründen – wobei er selbstverständlich dessen subjektivistische Basis betont: Das jeweilige Subjekt macht auf der Basis seiner Präferenzen universelle Vorschriften.¹⁶ Daneben gab es auch eine prinzipienethische Diskussion zur Verbesserung des Utilitarismus, um einige seiner Kontraintuitivitäten zu beseitigen; z.B. wurden der negative, der Regel- und der Motivutilitarismus entwickelt.¹⁷

Abgesehen von dieser innerutilitaristischen Diskussion war die a.E. in den letzten Jahrzehnten vor 1970 mehr oder weniger prinzipienethisch und erst recht angewandt ethisch abstinente, ziemlich formal und deshalb für die interessierte etwas breitere Öffentlichkeit weitgehend langweilig und belanglos, aber auch intern gelähmt und etwas blutleer. Diese Situation änderte sich mit dem Beginn der 1970er Jahre, markiert und massiv beeinflusst durch das Erscheinen von Rawls' «Theorie der Gerechtigkeit» 1971,¹⁸ aber auch angestoßen durch einen gesellschaftlichen Bedarf an und ein Entstehen der angewandten Ethik infolge

politischer Diskussionen um atomare Abschreckung, Abtreibung, soziale Ungerechtigkeit, Frauenemanzipation etc. Die befreiende Wirkung und der anregende Einfluss von Rawls' Werk sind kaum zu überschätzen; sie beruhen auf einem Feuerwerk von – für die damalige Zeit – Innovationen: Rawls verwendet konsequent die von ihm entwickelte intuitionistische Methode des Überlegungsgleichgewichts, operationalisiert die Idee der Unparteilichkeit durch den «Schleier des Nichtwissens», setzt zur internen Entfaltung dieser Idee die rationale Entscheidungstheorie ein (die letzten beiden Neuerungen sind allerdings Wiedererfindungen von Theorien des Ökonomen John Harsanyi¹⁹), benutzt ökonomische Theorien, macht Anleihen bei Kant (für Analytiker vorher unvorstellbar), kritisiert in innovativer Weise den Utilitarismus, entwickelt vor allem ein neues Moralprinzip, das viele Ethiker, aber auch breitere Bevölkerungskreise (wenigstens partiell) attraktiv finden: die Gerechtigkeitsgrundsätze mit der Vorordnung der Freiheit und dem Unterschiedsprinzip, das die Benachteiligtsten absolut vorrangig behandelt, usw. Man mag viel kritisieren an Rawls' Theorie (Inkohärenzen, die bloß intuitionistische Begründung, Kontraintuitivitäten seiner Moralprinzipien etc.), aber die enorm anregende Wirkung wird man ihr nicht abstreiten können. Zumindest ist die a.E. seit dieser Zeit quasi explodiert; in nahezu allen Teildisziplinen der Ethik hat sie seitdem eine Fülle von Diskussionen und alternativen Modellen hervorgebracht, die sich gegenseitig befruchten; und sie hat, nicht zuletzt, viele Anhänger gewonnen. Die Kehrseite dieser Blüte ist allerdings, dass viele der neueren Ansätze methodisch und argumentativ weniger streng sind, also nur weiche a.E. darstellen, so dass auch die Grenzen zur nichtanalytischen Ethik stark verschwimmen.

3. Felder der analytischen Ethik

Die Menge der Beiträge der a.nE. seit den 1970er Jahren zu fast allen Teildisziplinen der Ethik ist enorm. Die Literaturfülle in all diesen Gebieten ist selbst für den Fachmann nahezu unüberschaubar. Hier kann der Reichtum dieser Produktion nur angerissen werden; und auch auf Einzelnachweise muss weitgehend verzichtet werden.

3.1. Wissenschaftstheorie und Methodik der Ethik

Metaethische im Prinzip wissenschaftstheoretische Abhandlungen zu den Zielen und zum Theorietyp der Ethik finden sich in der a.nE. quasi nicht. Im Bereich der Methodik der Prinzipienethik (nicht der angewandten Ethik) sind eine Reihe von klar erkennbaren Begründungstypen entwickelt worden:²⁰ Spieltheoretische und kontraktualistische Vorteilsethiken verwenden instrumentalistische Begründungen, die zeigen, dass die Befolgung bestimmter moralischer Strategien und Regeln für das moralische Subjekt vorteilhaft ist (s.u., Abschn. 3.3). Der soziale Justifikationismus bzw. diskursive Konsensualismus (z.B. von Scanlon, Pfannkuche, Tugendhat) versucht zu beweisen, dass bestimmte moralische Prinzipien die diskursive Zustimmung aller Betroffenen bekommen würde. Der moralische Motivationalismus begründet moralische Bewertungsfunktionen aus altruistischen Motiven wie der Empathie als Teil unserer umfassenden prudentiellen Bewertungsfunktionen (s.u., Abschn. 3.3); usw. Aber meist werden

solche Methoden nur kurz erklärt (wenn überhaupt) und dann angewendet; ausführliche Begründungen und Darlegungen einer Methode sind relativ selten.

Der bekannteste ausführliche Methodendarlegung ist Rawls' Vorstellung seiner intuitionistischen Methode des reflexiven Gleichgewichts: Generelle und spezielle (zu Einzelfällen) eigene Intuitionen werden im Falle von Inkohärenzen so lange modifiziert, bis ein kohärentes System entsteht, mit dem man intuitiv einverstanden ist.²¹

Für die a.E., die sich ja als methodisch par excellence versteht, ist der bisher magere Ertrag im Bereich Wissenschaftstheorie und expliziter Methodik der Ethik peinlich und sollte Grund für vermehrte Anstrengungen sein.

3.2. Moralsemantik

In der Moralsemantik²² ist nach der Ausarbeitung von Hares universellem Präskriptivismus zum einen der Expressivismus, insbesondere von Blackburn und Gibbard, weiter ausgearbeitet und enorm verfeinert worden, vor allem um das Frege-Geach-Problem zu lösen. (Das Frege-Geach-Problem des Expressivismus ist, dass dieser die Bedeutung von <gut> nur für dessen prädikative Verwendung in elementaren Aussagesätzen erklärt, aber nicht für das ganze Spektrum der möglichen Verwendung von <gut>, z.B. in Kennzeichnungen, in komplexen Sätzen, in Imperativen, Ausrufen etc.) Zum anderen ist auf kognitivistischer Seite seit den 1980er Jahren der ethische ↑Realismus emporgeschossen, sowohl in naturalistischen Varianten – z.B. von Boyd, Sturgeon und Railton, die also annehmen, die objektive ethische Realität sei in normalen naturalistischen Termini beschreibbar oder superveniere (↑Supervenienz) auf der so beschriebenen Realität – als auch in nonnaturalistischen Varianten, z.B. von McDowell. Im Prinzip müssten sich moralische Begriffe dann nach der ersten Variante naturalistisch definieren lassen. Da die Debatte sich aber auf subtilsten Niveaus der Metatheorie bewegt – z.B. superveniert die moralische Realität genauso über der beobachtbaren wie die physikalisch-theoretische? – sind bisher noch keine entsprechenden Definitionen entwickelt worden.

Eine negative, nonkognitivistische Moralsemantik ist Mackies Irrtumstheorie (error theory), nach der der kognitivistische Schein alltagssprachlicher moralischer Urteile trügt; ihm entspricht keine moralische Realität. Mackie untermauert diese als solche keineswegs neue These mit einem neuen, viel diskutierten und schwerwiegenden Einwand, dem Argument der motivationalen, epistemischen und ontologischen Absonderlichkeit (queerness): Wenn es (realistische) moralische Tatsachen gäbe, müssten diese von sich aus – also ohne Zutun subjektiver Strukturen – motivieren; sie müssten von einem eigenen Sensus wahrgenommen werden; und sie müssten noch zu den natürlichen Eigenschaften hinzutreten.²³

Ein zentrales Ziel der analytisch-philosophischen Moralsemantik war, zu klären, ob moralische Äußerungen wahrheitsfähig sind, und, wenn ja, was ihre genaue Bedeutung ist, um dann gezielt die substantiellen Fragen beantworten zu können, welche der mit den entsprechenden Prädikaten formulierten moralischen Prinzipien wahr sind. Die gegenwärtige Moralsemantik hat sich mit ihren vielen indirekten Argumenten und subtilen, manchmal sophistischen Diskussionen, z.B. der Vergleichbarkeit von moralischer und physischer Realität, so weit von diesem Ziel entfernt, dass nicht absehbar ist, wie sie noch zur Klärung der substantiellen

moralischen Fragen beitragen kann. Damit hat sie auch eine der Tugenden analytischer Philosophie aufgegeben, nämlich relevante Fragen beantworten zu wollen.

3.3. Theorien zu Sinn, Wesen, Grundlagen und Quellen sowie Ontologie der Moral

Auch zu Sinn und Wesen der Moral gibt es innerhalb der Ethik leider kaum explizite Untersuchungen – obwohl diese für eine instrumentalistische Moralbegründung zentral wären. (Eine jüngere Ausnahme ist z.B. Kaluzas Theorie der Moral als Kitt der Gemeinschaft.²⁴)

Wirklich ausgeführte Begründungen moralischer Prinzipien stützen sich immer auf bestimmte Grundlagen, oder, anders ausgedrückt, um deren starken inhaltlichen Einfluss zu unterstreichen: Quellen, aus denen sie sich ergeben. In manchen Ethiken werden diese Quellen explizit diskutiert, in anderen werden sie nur innerhalb der Moralbegründung benutzt. Im letzteren Fall kann man, wenn die Begründung stringent aus solch einer Quelle entwickelt ist, wenigstens die impliziten Annahmen über die Grundlage der Moral erschließen. Nach der Art dieser Quellen kann man zwischen (eher) reperientistischen Moralbegründungen, die versuchen, eine vorgegebene Moral zu erkennen, und (eher) konstruktivistischen Moralbegründungen unterscheiden, die die Menschen als Schöpfer der Moral ansehen, die am besten nach bestimmten Standards konstruiert werden sollte. Zu den reperientistischen gehören der ethische Realismus und der starke (nichtrealistische) Intuitionismus, zu den konstruktivistischen der Kontraktualismus, spieltheoretische Begründungen, der moralische Motivationalismus und der Neokantianismus.

Nach dem ethischen Realismus – u.a. vertreten von Boyd, Brink, Dancy, McDowell, Oddie, Platts, Railton, Sayre-McCord, Schaber, Shafer-Landau sowie Sturgeon, und kritisiert z.B. von Putnam, Scarano – besteht die Begründung moralischer Prinzipien, eventuell auch von «Prinzipien» für einzelne Fälle, in der Erkenntnis der objektiven moralischen Realität. Nun ist die Existenz dieser Realität u.a. wegen der Relativität moralischer Überzeugungen ziemlich umstritten, so dass der größte Teil der Theorie des ethische Realismus darin besteht, genau diese Existenz u.a. mittels Parallelen zu empirischen Erkenntnissen zu belegen. Die Aussagen über diese Parallelen blieben aber bisher so vage, dass aus dem Realismus nicht in stringenter Weise eine Prinzipienethik hat entwickelt werden können. Der Wert des Realismus steht aber noch aus einem anderen Grund in Frage: Selbst wenn es diese moralische Realität gäbe, wäre dies eben eine Realitätsschicht mehr; es wäre unklar, wieso und wie diese eine praktische Orientierungsfunktion haben könnte und wie ihre Erkenntnis uns motivieren könnte. Angesichts dieser Problem ist zweifelhaft, ob der moralische Realismus überhaupt die Ideale der Klarheit und Nachprüfbarkeit sowie der Theoretizität erfüllt.

Der starke Intuitionismus, z.B. von Audi in der Tradition von Moore und Ross vertreten, nimmt an, dass moralische Intuitionen durchaus Erkenntnisse sind, er muss aber nicht zusätzlich behaupten, dass sie eine moralische Realität wiedergeben. Dann bleibt allerdings offen, was da eigentlich erkannt wird. Angesichts des Stellenwerts der Intuitionen erstaunt auch, wie wenig der hinter diesen Intuitionen stehende Mechanismus im Intuitionismus untersucht worden

ist, um deren Erkenntnischarakter garantieren zu können. Denn zunächst ist ja ziemlich offensichtlich, dass solche Intuitionen u.a. von der Erziehung abhängen und kulturell beeinflusst sind.

Ein schwacher Intuitionismus nimmt als Grundlage der Moralbegründung hingegen einfach die moralischen Präferenzen der Subjekte oder einzelner Subjekte an, ohne eine Theorie über deren Herkunft zu vertreten. Rawls z.B. hat einen schwachen Intuitionismus vertreten; in der angewandten Ethik ist er zudem das mit Abstand am häufigsten verwendete Begründungsverfahren. Wegen der einfachen Akzeptanz gegebener (kohärenter) Intuitionen kann der schwache Intuitionismus nicht die intersubjektive Geltung seiner Prinzipien begründen. Im Zweifelsfall stellen die einzelnen Theorien nur Systematisierungen der moralischen Überzeugungen des jeweiligen Autors dar; und auch diese können jederzeit wieder revidiert werden.

Spieltheoretische und rein kontraktualistische Moralbegründungen, z.B. vertreten von Gauthier, Hoerster, Mackie, McClennen, Narveson, Schüssler, Stemmer, stützen sich auf die (vorwiegend egoistischen) Interessen der Moralsubjekte und entscheidungstheoretische, insbesondere spieltheoretische Prinzipien zur optimalen Realisierung dieser Interessen. Abweichungen von einem nackten Egoismus ergeben sich dadurch, dass spieltheoretische Ansätze auf Kooperationsituationen und reziproke Kooperation setzen, die für alle Kooperationspartner mehr Nutzen abwirft als unkooperatives Handeln. Das größte innertheoretische Problem dieses Ansatzes ist, wie die Versuchung zur Ausnutzung der Kooperation (der andere kooperiert, man selbst aber nicht) abgeblockt werden kann. Der wichtigste Lösungsansatz dazu ist die Regel, dass man mit Personen, die vermutlich unkooperativ sind, selbst nicht kooperiert; ein einmal ruiniertes Ruf verhindert dann viele Kooperationsmöglichkeiten, senkt also die Gewinnmöglichkeiten erheblich, was von unkooperativem Verhalten abschreckt. Das größte externe Problem solcher Ethiken ist, dass sie nur sehr schwache moralische Prinzipien begründen können und alle nicht Kooperationsfähigen als Benefiziarer der Moral ausschließen.

Ein moralischer Motivationalismus, wie er nach dem Vorbild Schopenhauers etwa von Brandt, Lumer, Rescher oder Schälicke entwickelt worden ist, begründet moralische Wertfunktionen aus altruistischen Motiven wie der Empathie. Der moralische Wert wird dabei mit der altruistischen Komponente der je individuellen umfassenden Wünschbarkeitsfunktion gleichgesetzt. Gerade wegen ihres Altruismus können diese Bewertungsfunktionen intersubjektiv einigermaßen übereinstimmen; und da es sich um Komponenten der normalen motivierenden Nutzenfunktion handelt, korrespondiert den so begründeten moralischen Bewertungsfunktionen eine Anfangsmotivation, entsprechend zu handeln. Da es sich aber nur um eine Anfangsmotivation handelt, werden noch weitere Motive benötigt. Die Institutionalisierung moralisch guter sozialer Normen mit Sanktionsdrohungen könnte diese Zusatzmotivation liefern. – Der moralische Motivationalismus ist eine spezielle Form des (fundativen) ethischen ↑Internalismus, d.i. eine Ethik, deren Moralbegründung sich auf die Wünsche des Moralsubjekts stützt – aus Gründen der Autonomie des Subjekts wie aus Gründen der gewünschten motivierenden Wirkung der Moralbegründung.²⁵ Der (fundative) ethische Internalismus richtet sich insbesondere gegen eine kantische Ablehnung der Wünsche des Subjekts als moralische Handlungsgründe. Er hat viele

Anhänger auch über den moralischen Motivationalismus hinaus gefunden, außer Williams insbesondere Michael Smith, Nichols, Wedgwood.

Neokantianische Begründungsansätze in der a.n.E., wie sie etwa von Darwall, Korsgaard oder Nagel entwickelt wurden, sehen vor allem eine substantiellere Form der individuellen Rationalität als die Grundlage der Moral an. Nagel beispielsweise nimmt an, dass das künftige Ich vom gegenwärtigen genauso weit entfernt ist wie räumlich entfernte Personen; eine Rationalität, die das künftige Ich berücksichtigt, müsse deshalb auch andere Personen berücksichtigen.

3.4. Prinzipienethik

Als «Prinzipienethik» wird hier diejenige Subdisziplin der Ethik bezeichnet, die sich mit der Entwicklung der grundlegenden moralischen Prinzipien befasst. Ein großer Teil der Diskussion in der analytischen Prinzipienethik seit Rawls' «Theorie der Gerechtigkeit» befasste sich mit dem Utilitarismus. Zum einen wurden wichtige neue Kritiken gegen ihn vorgebracht und alte vertieft: Die utilitaristische Nutzenaddition berücksichtige die Verteilungsgerechtigkeit nicht (Rescher); der utilitaristische Kalkül berücksichtige nicht die Getrenntheit von Personen (Rawls); das Maximierungsgebot fordere zu viel von den Moralsubjekten (Scheffler); der Handlungsutilitarismus koordiniere das Handeln der Subjekte nicht, führe deshalb zu suboptimalen Entscheidungen (Gibbard).

Zum anderen wurden u.a. als Antwort auf diese Kritiken viele Alternativen zum Utilitarismus entwickelt, die ebenfalls wohlfahrtsethisch sind, also die moralische Wünschbarkeit über den persönlichen Nutzen der Betroffenen definieren. Rawls' Unterschiedsprinzip ist zu einem allgemeinen Maximinprinzip erweitert worden, das immer die Verbesserung der Lage des jeweils Schlechtestgestellten allen anderen Handlungsmöglichkeiten vorzieht (Koller, Pfannkuche, Pogge). Eine Reihe von Ethikern fand die Idee, Benachteiligte aus Gründen der Verteilungsgerechtigkeit bevorzugt zu behandeln, zwar richtig, Maximin aber unökonomisch – für kleinste Verbesserungen der Lage des Schlechtestgestellten werden riesige Verbesserungsmöglichkeiten für etwas besser Gestellte preisgegeben – und ungerecht gegenüber allen besser Gestellten. Sie haben deshalb den Prioritarismus vorgeschlagen, d.i. ein Bewertungskriterium, das eine Synthese aus dem Utilitarismus und Maximin darstellt und die Interessen der schlechter Gestellte immer nur begrenzt (und nicht wie bei Maximin unendlich viel) stärker gewichtet, so dass bei einer möglichen Alternative mit im Vergleich sehr viel größeren Vorteilen für besser Gestellte ab einem bestimmten Punkt dieser Alternative der Vorzug gegeben wird. Prioritaristen sind u.a. Hurley, Lumer, Nagel, Parfit und Rabinowicz. Ein weiteres Bewertungsverfahren, mit dem der Utilitarismus in eine verteilungsgerechtere Theorie überführt werden soll, ist der moderate Egalitarismus (Rescher, Temkin, Trapp), der von der utilitaristisch ermittelten Nutzensumme immer Punkte für ungleiche Verteilungen des Nutzens abzieht, je größer die Ungleichheit, desto mehr.

Andere Alternativen zum klassischen Utilitarismus sollen dessen Überforderungsproblem lösen. Scheffler beispielsweise will die Interessen des Handelnden immer doppelt stark berücksichtigen. Hare hingegen sieht einen Zwei-Ebenen-Utilitarismus vor, der auf der niederen Ebene auch Verletzungen des Maximierungsgebotes zulässt.

Neben diesen Wohlfahrtsethiken sind von analytischen Ethikern aber auch Prinzipienethiken entwickelt worden, die auf völlig andere Traditionen zurückgehen. Nozicks Liberalismus beispielsweise basiert auf den lockeschen Naturrechten. Viele analytische Tugendethiker (z.B. Bennett, Foot, Nussbaum, Slote) knüpfen an Aristoteles' Tugendlehre an.²⁶

3.5. Angewandte Ethik

Analytische Ethiker haben die Entwicklung und Ausdehnung der seit den 1970er Jahren entstandenen ↑angewandten Ethik erheblich vorangetrieben, und zwar in allen Sparten der angewandten Ethik. Ihr auffälligster Beitrag bestand bisher weniger in der Ausarbeitung kompletter Theorien als vielmehr im Einbringen innovativer starker Argumente auf der Basis bekannter und akzeptierter Prinzipien, mit denen z.B. bisher übliche Differenzierungen kritisiert wurden. Ein Vorreiter in dieser Hinsicht ist Peter Singer, der beispielsweise mit diversen «Ausdehnungsargumenten» zunächst die wesentliche Ähnlichkeit von hoch entwickelten Tieren und wenig entwickelten Menschen (z.B. kleinen Kindern) belegt und dann die Anwendung bestimmter Schutzrechte auch auf Tiere gefordert hat.²⁷ Mit einem strukturell analogen Argument hat er sich für eine massive Entwicklungshilfe an die Dritte Welt eingesetzt,²⁸ außerdem für liberale Positionen bezüglich Abtreibung und Euthanasie. Einer der Pioniere der analytischen angewandten Ethik in Deutschland war Dieter Birnbacher, dessen Schriften zur Bio-, Umwelt- und Zukunftsethik hier stellvertretend für unzählige weitere Beiträge genannt seien.²⁹

Der Einfluss der von analytischen Ethikern in die angewandte ethischen Debatten eingebrachten Argumente und Argumentativität ist unverkennbar. Sie haben die Diskussionskultur in der angewandten Ethik im Laufe der letzten drei Jahrzehnte positiv verändert derart, dass auch nichtanalytische Ethiker immer mehr dazu tendieren, klare und allgemein akzeptable Argumente vorzubringen.

Ayer, A., 1936, *Language, Truth and Logic*, London. Dt. Übers.: *Sprache, Wahrheit und Logik*, Stuttgart 1981. – Birnbacher, D., 1988: *Verantwortung für zukünftige Generationen*, Stuttgart. – Birnbacher, D., 2002, *Bioethik zwischen Natur und Interesse*, Berlin. – Borchers, D., 2001, *Die neue Tugendethik – Schritt zurück im Zorn? Eine Kontroverse in der Analytischen Philosophie*, Paderborn. – Brandt, R. B., 1963, Toward a Credible Form of Utilitarianism. In: H. N. Castañeda/G. Nahnikian (Hg.), *Morality and the Language of Conduct*, Detroit. – Carnap, R., 1931, Die Überwindung der Metaphysik durch logische Analyse der Sprache. In: *Erkenntnis* 2. – Carnap, R., 1963, Kaplan on Value Judgments. In: P. A. Schilpp (Hg.), *The Philosophy of Rudolf Carnap*, La Salle (Ill.). – Fisher, A./S. Kirchin (Hg.), 2006, *Arguing About Metaethics*, London/New York. – Hare, R. M., *The Language of Morals*, Oxford. Dt. Übers.: *Die Sprache der Moral*, Ffm. – Hare, R. M., 1962, *Freedom and Reason*, Oxford, Corrected edition 1964. Dt. Übers.: *Freiheit und Vernunft*, Ffm. 1983. – Harsanyi, J. C., 1953, Cardinal Utility in Welfare Economics and in the Theory of Risk-Taking. In: *Journal of Political Economy* 61 (1953). Wiederabdruck in: Ders.: *Essays on Ethics, Social Behaviour, and Scientific Explanation*, Dordrecht/Boston. – Harsanyi, J. C., 1955, Cardinal Welfare, Individualistic Ethics, and Interpersonal Comparisons of Utility. In: *Journal of Political Economy* 63. Wiederabdruck in: Ders., *Essays on Ethics, Social Behaviour, and Scientific Explanation*, Dordrecht/Boston 1976. – Hegselmann, R., 1995, Was ist und was soll Moralphilosophie? In: R. Hegselmann/H. Kliemt (Hg.), *Peter Singer in Duisburg. Eine kommentierte Dokumentation*, Ffm. – Hume, D., (1739-40),

A Treatise of Human Nature. Ed., with an Analytical Index by L. A. Selby-Bigge. 2nd ed. with text revised and variant readings by P. H. Nidditch, Oxford ²1978. Dt. Übers.: *Ein Traktat über die menschliche Natur*, 2 Bde., Hamburg 1978. – Kaluza, M., 2008, *Der Kitt der Gemeinschaft. Über die Funktion von Gerechtigkeit*, Paderborn. – Kellerwessel, W., 2003, *Normenbegründung in der A.n.E.*, Würzburg. – Lumer, Ch., 2000, *Rationaler Altruismus. Eine prudentielle Theorie der Rationalität und des Altruismus*, Osnabrück. – Lyons, D., 1965, *Forms and Limits of Utilitarianism*, Oxford. – Mackie, J. L., 1977, *Ethics. Inventing Right and Wrong*, Harmondsworth. Dt. Übersetzung: *Ethik. Auf der Suche nach dem Richtigen und Falschen*, Stuttgart 1983. – Menger, K., 1934, *Moral, Wille und Weltgestaltung. Grundlegung zur Logik der Sitten*, hg. u. eingel. v. U. Czaniera, Ffm. 1997. – Moore, G. E., 1903, *Principia Ethica*, Cambridge 1903. Dt. Übers.: *Principia Ethica*, Stuttgart 1977. – Railton, P., 1998, Analytic Ethics. In: E. Craig (Hg.), *Routledge Encyclopedia of Philosophy*, London/NY. – Rawls, J., 1951, Outline of a Decision Procedure for Ethics. In: *Philosophical Review* 60. Dt. Übers. in Auszügen: Ein Entscheidungsverfahren für die normative Ethik. In: D. Birnbacher/N. Hoerster (Hg.), *Texte zur Ethik*, München 1976. – Rawls, J., 1971, *A Theory of Justice*, Cambridge (Mass.). Dt. Übers.: *Eine Theorie der Gerechtigkeit*, Ffm 1979. – Singer, P., 1974, All Animals are Equal. In: *Philosophical Exchange* 1. Dt. Übers.: Alle Tiere sind gleich. In: A. Krebs (Hg.), *Naturethik*, Ffm. 1997. – Singer, P., ¹1979, *Practical Ethics*, Cambridge. Dt. Übers.: *Praktische Ethik*, 2., rev. und erw. Aufl. Stuttgart 1994. – Smart, J. J. C., 1961, *An outline of a system of utilitarian ethics*, Melbourne. Wiederabdruck in: Ders./B. Williams, *Utilitarianism for and against*, Cambridge 1973. – Stevenson, Ch. L., 1937, The Emotive Meaning of Ethical Terms. In: *Mind* 46. Dt. Übers.: Die emotive Bedeutung ethischer Ausdrücke. In: G. Grewendorf/G. Meggle (Hg.), *Seminar: Sprache und Ethik. Zur Entwicklung der Metaethik*, Ffm. 1974. – Stevenson, Ch. L., 1944, *Ethics and Language*, New Haven. – Williams, B., 1979, Internal and External Reasons. In: R. Harrision (Hg.), *Rational Action. Studies in philosophy and social science*, Cambridge/London. Dt. Übers.: Interne und externe Gründe. In: B. Williams, *Moralischer Zufall*. Ffm. 1984. – Wittgenstein, L., 1921, *Tractatus logico-philosophicus. Logisch-philosophische Abhandlung*, Wiederabdruck: Ffm.

Christoph Lumer

¹ Z.B. Railton 1998, 220.

² Hume 1739-40, III.1.1.

³ Ebd.

⁴ Ebd. III.2.2; III.3.3.

⁵ Moore 1903, §§ 5-14.

⁶ Ebd., §§ 6; 7; 10.

⁷ Ebd., §§ 36; 45; 57.

⁸ Ebd., §§ 57; 87; 120, 122.

⁹ Wittgenstein 1921; Carnap 1931, 237.

¹⁰ Z.B. Carnap 1963.

¹¹ Ayer 1936, Kap. 6.

¹² Z.B. Stevenson 1937; 1944.

¹³ Hare 1952; 1962, Teil 1.

¹⁴ Menger 1934.

¹⁵ Z.B. Hegselmann 1995.

¹⁶ Hare 1962, Teil 2.

¹⁷ Z.B. Smart 1961; Brandt 1963; Lyons 1965.

¹⁸ Rawls 1971.

¹⁹ Harsanyi 1953; 1955.

²⁰ Überblicke: Kellerwessel 2003; Lumer 2000, 53-109.

²¹ Rawls 1951.

²² Sammlung neuerer Beiträge: Fisher/Kirchin 2006.

²³ Mackie 1977, Abschn. 1.9.

²⁴ Kaluza 2008.

²⁵ Williams 1979.

²⁶ Überblick: Borchers 2001.

²⁷ Singer 1974; 1979, Kap. 5.

²⁸ Singer 1979, Kap. 8.

²⁹ Z.B. Birnbacher 1988; 2002.